

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1907

142 (22.6.1907) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 25

Ein Herr, Witwer, von ehrbaren Müttern, der eine 15jährige Tochter und einen großen Sohn hat, sucht per Annonce eine gebildete Dame zur Leitung des Haushalts, Beaufsichtigung der Tochter und Führung der Geschäftskorrespondenz. Ein Fräulein aus guter Familie tritt den Posten an und freut sich der ihr nun winkenden Selbstständigkeit. Aber kaum ist sie drei Tage im Hause, so belästigt der ehrwürdige aussehende, schon ergraute Herr sie mit zweideutigen Erzählungen und Redensarten. Er wird schließlich handgreiflich und sagt ihr geradeheraus, was beim Engagement sein Hauptzweck war. Was bleibt dem Fräulein übrig? Sie verläßt augenblicklich den Dienst.

Ein anderes Bild! Eine Dame aus der guten Gesellschaft ist von unfreundlichem, cholericem Temperament. Wenn sie zur Wüste geht oder selbst Besuch empfangt, muß sie sich zusammennehmen, ja sie bringt es sogar fertig zu lachen und zu lachen, aber dafür hält sie sich privatim, wo das Noblesse oblige nicht herrscht, für den sich auferlegten Zwang schädlich. Sie schimpft und zankt, sie wirft mit den Füßen, schneidet schreckliche Gesichter und ist mit nichts zufrieden. Je nun, das ist so die Art der Dame, ihre wahre Natur. Aber welchen Eindruck muß das auf ein arbeitswilliges junges Dienstmädchen machen, das da läuft und springt, die Herrschaft zu betriebligen und doch nie eine freundliche Miene sieht. Der Tag wird der Armen zur Qual. Alle Arbeitsfreudigkeit schwindet. Sie hat ein liebesarmes Elternhaus verlassen müssen. Es ist ihr erster Dienst. Ob sie den Heldenmut besitzen wird, bis zum Kündigungstermin, der Dank der Borstadt der Hausfrau Antippe noch ziemlich weit hinaus liegt, auszuhalten?

Wieder eine andere Hausmonarchin ist vom Reinemacheteufel befallen. — Bei ihr ist alle Tage Großreinemachefest. Mit der Zahnbürste werden alle Möbel ausgeleert. Sie selbst kriecht am Fußboden hin und wischt mit der Hand nach jedem Staubchen umher, das ein von draußen kommender vielleicht soeben hereingetragen hat und wehe dem armen Dienstmädchen, wenn sie eins findet. Ihr Mann ist im Begriff, sich von ihr scheiden zu lassen! Die Mädchen arbeiten, waschen und säubern bei fargerger Kost und unliebendiger Behandlung bis 1 Uhr nachts. Von ihrem Lohn müssen sie ersehen, was dabei capores geht. Zum Schlafen weist ihnen Frau Souberkeit eine stüde, von Wangen stark bevölkerte Bodenlampe an, denn auch dem eigenen Wigwam einige Sorgfalt angedeihen zu lassen, dazu fehlt den Mädchen ganz und gar die Zeit. Sie haben keinen Feierabend, keinen Sonntag. Sie leben elend aus und in den Gliedern zwickt sie ein angehender Gelenkrheumatismus. Mit Reiz bilden sie auf ihre Freundinnen aus den Fabriken, die nach getaner Arbeit im Feierstunde am Arm des Liebsten dahergehen. — „Des Liebsten? Zeter! Zeter!“ Nun ja, des Liebsten! Darf etwa ein armes Mädchen nicht glücklich sein? Wenn die Wittwensfrau von der Haute finance, die alles hat, sich auf Wällen und Wohlthätigkeitsbazaren ausbietet, um „verjorgt“ zu werden, wie muß das der armen Magd, die zur Frauenrechtelei keine Zeit hat, der Mann willkommen sein, der sie aus der Abhängigkeit, die ihr die Hölle bedeutet, erlöst, sie mit Liebe umgibt, sie nicht als Arbeitsmaschine, sondern als gleichberechtigten Kameraden betrachtet.

Madame M. war schon von jeher sehr schlaftrübe und sehr kinderlieb. In ansehnlichem Zustande erhielt jedermann im Hause von ihr Bräutigam, der Mann, die Dienstmädchen — nur die Kinder nicht. Diese häßlich und ärgere Zette und Augäule, wo und wie sie nur können, machen ihnen alles schmutzig, beehren sie mit Kosenamen aus zoologischem Gebiet und spucken in die Kochtöpfe. Am Schlaftrüben genommen und aus der Küche hinausgeworfen, erheben sie ein mordsmächtiges Gebrüll vor Mutter's Richterstuhl und die Ohrfeige, welche beim kleinen Hans gewiß nicht über angebracht gewesen wäre, erhält nun die Köchin und verläßt sofort den Dienst.

Daß die Dienstmädchen in allen Ländern selten werden und auch für vieles Geld kaum noch zu haben sind, ist ein Umstand, der eine Sprache redet, die nicht mißverstanden werden kann. Zur Organisation freilich haben die Verrenten keine Zeit, aber sie streifen einzeln, eins nach dem anderen. In den Vermittlungsbureaus läßt die Hausfrau umsonst ihren Vorkurs erhalten: „Wer mag es?!“ — „Haben Sie Kinder?“ fragt die gebräuterte Köchin. „Ich habe meine Erfahrungen gemacht.“ — „Wie ist die Kost bei Ihnen“, erlaubt sich die aus dem Hause der Geizigen zu fragen. — „Wie viel Arbeit fordern Sie?“ erkundigt sich die von der Firma Cauberkeit. Und die Hausmonarchinnen schlagen die Hände zusammen und wünschen Nach und Schweiß herab auf die Kotte Korah im Mietzbureau. Ja, ja, die Mädchen von heute!

Von alten und von neuen Narren.

(Nachdruck verboten.)

Die Wahrheit hat bekanntlich die Haupteigenlichkeit, daß sie immer gerade von denjenigen Menschen, denen sie gilt, nicht gut getragen wird. Es ist darum kein Wunder, daß sie sich in verschiedene Gewänder kleidet. Sie tritt einher mit der Fabel der Revolution; oft spricht sie wie eine weise, gütige Mutter zu ihren Kindern, und selbst das Gewand des Narren verschmüht sie nicht, um ihr Ziel zu erreichen. Wenn die Wahrheit die Schellenkappe aufsetzt, so ist es immer nur, um nicht der brutalen Gewalt in die Hände zu fallen. Es ist die Selbsterniedrigung zu einem höheren Zwecke. Man muß dabei an das Wort denken, das Goethe von Lessing sagte, der bisweilen auch eine herbe Britische schwingen konnte, nämlich, er habe seine Würde jederzeit niederlegen können, weil er sich instand fühle, sie wieder aufzunehmen, so bald es ihm nötig schien. Wenn man den Empfindungsbesitz des alten Grimmschneiders liebt, so überkommt es einen oft die Neugier über die niedrigen Rollen, die der überlegene Kopf in seinen stumpfsinniger Kumpane und höflicher Dirnen spielen mußte, um sich durch seinen Witz (schablos) zu halten.

Unter den Narren, welche die Fürsten des Mittelalters sich in Ermangelung

eigenen Witzes zum Zeitvertreib hielten, waren nicht wenige, welche den Titel umdrehten und diejenigen „verirren“, welche sie „berieren“ wollten. Viele von ihnen sind berühmt gewesen und jetzt noch nicht vergessen. Auch Fürsten, die über eigenes Gehirn verfügten, bedienten sich ihrer nicht selten als eine Art ständiger Selbstkritik. In den meisten Fällen allerdings waren die höfischen Hofmeister gewöhnliche Gesellen, bei denen die Dürftigkeit oder turnerische Faren den Witz erzeugen mußten. In besseren Fällen war das Verhältnis des Narren zu seinem Herrn oft das zwischen Hamlet und Rosencrantz-Gildenstern, die glaubten, auf jenem wie auf einer Bühne spielen zu können, während er sie zum Narren hielt. Ueberhaupt sind melancholische Narren im Mittelalter keine Seltenheit gewesen. Melancholie und Humor sind miteinander mehr verwandt, als man auf den ersten Blick glauben sollte. Die feinsten Typen dieser Art finden wir bei Shakespeare.

Den Geschmack für Narrenwitz in früheren Jahrhunderten bezeugt sehr gut eine Anekdote aus dem Leben Rudolfs von Habsburg, der die bekannte große Dabsburger Nase besaß. Einst kam ihm auf einem engen Pfad ein Schalksnarr entgegen. Als die Trabanten diesen ausweichen hielten, geriet er scheinbar in eine große Angst und rief: „Uns Dummheit Willen, ich komme an des Kaisers Nase nicht vorbei“. Rudolph lächelte, bog seine Nase mit der Hand zur Seite und rief gnädig: Geh vorüber mein Sohn!

Selten hatten die Herren der Narren so viel Witz. König Karl, der Einfältige von Frankreich, meinte einst zu seinem Hofnarren: „Du hast so viel Macht, daß man dich beinahe für den König, und mich für den Narren halten könnte. Wollen wir nicht tauschen?“ — „Gut!“ sagte der Narr und sah traurig vor sich hin. Sein Herr fragte ihn, ob er sich denn schäme, ein König zu sein. „Nein“, antwortete der Weise mit der Schellenkappe, „aber ich schäme mich meines Narren.“ — Er bekam dafür die Feitsche.

Als Leopold von Oesterreich im Jahr 1816 sich mit seinen Verbündeten wegen des Einfalles in die Schweiz beriet, meinte der Narr: „Ihr habt jetzt alle geraten, wie ihr in die Schweiz hineinkommen wollt, keiner aber wie heraus!“ — Die Schlacht von Moorgarten hat dem Narren recht gegeben.

Zu König Franz I. sagte sein Spazmacher Terbonlet: „Sire, ich bin nicht der einzige Narr, ich kenne deren jetzt drei!“ — „Wer sind sie?“ fragte der König. Der Narr antwortete: „Der erste ist Kaiser Karl V., weil er nach Paris kommt; der andere seid Ihr, weil Ihr ihn nicht gefangen nehmen laßt, und der größte bin ich, weil ich den Mut habe, Euch das zu sagen.“

Einen ganz bitteren Narren hatte die Königin Elisabeth. Einmal ärgerte er sie so, daß sie befohl, ihn nie wieder vorzulassen. Nach längerer Zeit gab sie seinen Bitten nach, weil er versprach, seine böse Zunge im Zaum zu halten. „Nun, Pace, was bringst du“, empfing sie ihn, „bekomme ich wieder meine Fehler zu hören?“ — „Gewiß nicht“, lächelte Pace, „ich pflege nicht von solchen Dingen zu reden, wovon die ganze Stadt spricht.“

Der berühmteste und geistreichste, wohl auch einflussreichste aller Narren war Kunz von der Rosen, der vertraute Günstling Maximilian I. Als auf dem Reichstage zu Augsburg, im Jahre 1510, die Schwelgerei des Papstes, der Benedikt mit Maximilian auszufluchen und sich mit diesen gegen Frankreich verbünden wollte, bei dem Kaiser großes Befremden erregte, fragte Kunz den Reichstag, wie alt die Herren wohl meinten, daß er wäre? Nachdem eine Anzahl bunter Antworten gefallen waren, sagte er: „Nicht weniger als zweihundert Jahre bin ich alt, denn ich habe die zwei zu Hagenau und Americh je auf hundert Jahre geschlossenen Bündnisse überlebt.“

Seit dem dreißigjährigen Kriege erlosch der Glanz der Schalksnarren. Es ist charakteristisch für den dicken dummen Friedrich von Preußen, daß er sich als Hofnarren bei gelehrten Gundling hielt, der die Zielscheibe der groben Jantersweise sein mußte.

Das Amt der freiwilligen Narren — (die alten Schalksnarren waren dienstherrliche Spazmacher und führten in Frankreich den bezeichnenden Namen: son en titre d'office) — haben in der modernen Zeit die Witzblätter übernommen. Die Stodmeister, welche es gar zu offen den Narren des Mittelalters beibringen mußten, daß die Fürsten am empfindlichsten für die Wahrheit waren, sind durch die Staatsanwälte ersetzt. Diese arbeiten schon beswegen recht eifrig, weil das Publikum unserer modernen Narren ein viel größeres ist, als das der früheren Hofnarren. Aber das Spiel zwischen Staatsanwalt und veranwortlichem Redakteur eines Witzblattes ist oft noch das gleiche, wie seinerzeit zwischen dem Narren des Bischofs von Würzburg und dessen Stodmeister. Der Fürstbischof Julius von Würzburg befohl eines Tages, seinen sehr ruppigen Narren einzulassen. Während der Stodmeister dem Narren sein Strohhalm zurecht machte, schloß ihn der Narr ein, brachte die Schlüssel zum Bischof und sagte: „Es hat mich weiter keine Mühe gekostet, den Efel einzuführen.“ Der Bischof entgegnete: „Nun, du hättest ja ins Gefängnis fallen, aber nicht der Stodmeister!“ Der Narr erwiderte: „Da müssen wir einander offenbar nicht recht verstanden haben.“

A. F.

Gaisbuben.

Von P. Baden-Baden.

I.

Ueber die Hirtenbuben in den Alpenländern ist im allgemeinen schon sehr viel geschrieben worden; Dichter haben sie verberichtet und Schriftsteller weisen ihnen in Aufsätzen, Feuilletons und Romanen eine nicht unbedeutende Rolle zu. Selbst in Theaterstücken hat der Hirtenbub ein Plätzchen gefunden. Ueberall wird das fröhliche Wesen dieser Vengel besonders hervorgehoben. Die vielen weisen Streiche, die sie anstellen, würden diese Bände geben, wenn sie alle niederzugeschrieben würden. Doch haben die Hirtenbuben außer selten selbst ihre Flegeljahre etwas geschrieben. Lesen und Schreiben, wie überhaupt alles, was man unter Schulbildung und Wissen versteht, gehört zu den schwächsten Seiten der Hirtenjungen.

Zwölf Jahre alt war ich, als der Gemeindevorsteher mich zum Ziegenhirt des Dorfes für das Sommerhalbjahr 1808 ernannte. Zu den österreichischen Alpenländern besteht ein Gesetz, wonach die Schulkinder auf dem Lande nach vollendetem zwölften Lebensjahre, auf Ansuchen der Eltern oder Vormünder bei

der Schulbehörde, vom Sommerurlaub befreit werden können. Meinem Gedeuch war außerdem ein Zeugnis des Lehrers und ein Schriftstück der Gemeindeverwaltung beigelegt, worin bestätigt wurde, daß mein Vater schon mehr als 11 Jahre tot sei und die Mutter mit außerordentlichen Schwierigkeiten ihre fünf noch unmündigen Kinder zu versorgen habe. Für die Witwe sei eine große Erleichterung ihrer Lebenshaltung geboten, wenn der Bub von der Sommerschule frei würde und die Ziegen des Dorfes hüten könnte, was einen Verdienst von 40 Gulden einbringe.

Man ließ mich frei. Wof dem Herrn Pfarrer der Gemeinde gefiel der Plan nicht. Er hatte schon zwei Jahre lang mich immer extra vorgekommen, um mich zu theologischen Studien vorzubilden. Nach seiner Meinung würde ich einmal einen ganz tüchtigen Geistlichen geben, und deshalb sei es das Beste, wenn ich auch den Sommer über die Schulbank drücken könnte.

Als endlich Mitte April die Heden zu treiben begannen und ich mit fröhlichem Nachen mein Hirtenleben beginnen konnte, ging ein langersehnter Urlaub, mich in freier Natur einmal gründlich austoben zu können, in Erfüllung. Den kleinen Brotsack auf der rechten, das lange, am oberen Ende abgeflachte Rockstehen auf der linken Seite hängend, hand ich reisefertig unter der Sautenbrille. Die Mutter besprengte meine Stirne mit Weihwasser, machte mir der Hand drei Kreuze, dabei ein stilles Gebet murrte.

Laut ershallte der tiefe Ton aus dem Hockhorn. Die Bauern besprengten ihre Tiere mit Weihwasser und machten drei Kreuze am Rücken, zum Zeichen, daß der liebe Gott das Tier vor Schaden behüten möge. Zum Zeichen innerlicher Gesundheit wurde ein Stück Brot, das zu Opfern geweiht worden war, mit Stefan Salz (Salz, das am zweiten Weihnachtstage geweiht wurde) besetzt und der Gais verabschiedet, dabei drei Vaterunser betend. Die Bauern der Alpenländer sind scheinlich abergläubische Menschen. Jedermann empfiehlt seine Gais meiner besonderen Achtung.

Sechzig Stück Tiere hatten sich angesammelt, als ich mit einem starken Bergstod, an welchem am oberen Ende ein Gemshorn angebracht war, bewaffnet, das Dorf hinter mir hatte. In der ersten Zeit wurde in den Auen des Tales gemeldet; erst später, als die Waisonne die Schneemassen im Hochgebirge weggefegt hatte, ging's hinauf ins Hochgebirge, dort hin, wo Gemsen und Adler haufen. Der Gaisbub ist von den Hirten der erste, welcher ins Hochgebirge die Tiere zu Weide treibt. Die Schafe, Kinder und Pferde kommen erst im Juni hinauf. Da herrscht dann ein Leben, ein Wachen, Medern und Brummen, ein Gebimmel von den vielen Gloden, so daß ein seltsames Naturbild zwischen Eis und Schnee entsteht.

Tropfen konnte ich mich nicht recht des Lebens freuen, mich nicht so recht austoben. Es ist der Fluch des Armeins, daß man noch nebenher etwas verdienen muß, um sein armeneliges Leben durchzuschlagen. Im Mai wurde von den grünen Nichtenreife die Rinde abgezogen und daraus Nichtenreife, zum Meinen des Hochgebirges, gemacht. Das Stück wird mit drei Kreuzern (5 Pf.) bezahlt und 3 Stück können bei fleißiger Arbeit täglich fertiggebracht werden. Dann machen wir Reisfeisen, flachen Röschchen und sammeln für die Schweine Futter. Im Sommer graben wir in den Alpen Engianwurzeln, sammeln Antra und andere Alpenkräuter, welche wir verkaufen.

Auch eine andere Sorte brachte mich noch, es war die Nahrung. Morgens 6 Uhr verließ ich das Dorf, um abends 8 Uhr wieder zurückzukommen. Der tägliche Marsch auf die etwa 2000 Meter hohe Alp und wieder retour betrug ca. 8 Stunden. Von Zuhause erhielt ich ein Stück Brot, das aus Korn, Gerste und Weizenmehl gebildet war, außerdem ein Stückchen Speck. Vom Speck wurde ich schon nach einigen Wochen von einem Efel ersetzt, so daß ich ihn nicht einmal mehr riechen konnte. Also blieb mir nur noch das trodene Stück Brot für den langen, über 14 Stunden währenden Tag.

Doch selbst mit dem Brot war es schlecht genug bestellt. Da nur alle vier Wochen einmal gebacken wurde, war es die längste Zeit sehr hart und von Schimmel, der zur Sommerzeit immer ansetzte, grün und gelb! Etwas besser waren meine Kollegen von den Nachbarnorten gestellt. Als Trost für solche Entbehrung hörte ich regelmäßig die stereotypen Worte auf meine häufige Klage, daß Gott diejenigen gütig, die er lieb hat — und wir sind halt arm. . .

Ich griff zur Selbsthilfe! Indem ich die Milch von zwei Ziegen, die den reichsten Bauern im Orte gehörten, regelmäßig auslauge, war mir einigermaßen geholfen. Diese Bauern, die fünf und mehr Kühe im Stall haben hatten, meinte ich eben, könnten die Gaismilch ganz gut entbehren, weil ich auch öfters sah, wie ganze Kübel voll verorbene Milch den Schweinen in den Trog geschüttet wurde, ich aber nichts zu meinem harten Brot hatte. Es waren zwei Prachttiere, denen ich regelmäßig zu Mittag die Milch auslauge. Dabei legte ich mich platt auf den Boden, nahm gleich einem Jungen die Milchdrüsen in den Mund und saugte solange, bis das Euter leer war. Anfangs wollten sich die Tiere diese Prozedur nicht recht gefallen lassen, doch nach einiger Zeit kamen die beiden Tiere regelmäßig um die Mittagszeit von selbst, ohne daß ich auch nur zu rufen brauchte. Und wenn sie mich dann manchmal nicht finden konnten, ließen sie mit besonderem lauten Medern solange umher, bis sie mich hatten. Zum Dank bekamen sie dann regelmäßig etwas Salz, was eine Gais mit großer Vorliebe leckt, und einen Teil von meinem Brot. Es wurde ehrlich geteilt! Reichte die Milch einmal nicht, dann „bergriff“ ich mich noch an einigen anderen Sommerweidern.

Die Bauern schimpften dann regelmäßig, daß ich wieder mal auf so einem schlechten Platz geweidet hätte und drohten, sollte das in Zukunft noch öfters vorkommen, mir das „Tringel“ zu weihnachten zu entziehen. Ganz besonders erbost waren die Besitzer meiner zwei Nichtenreiere, weil ihre Gaisen dieses Jahr fast gar keine Milch gaben. Anfangs schaltete sie über den „Laukue“ von Gaisbirt, der zu allem andern eher als zum Hirten taugt; später, als keine Besserung eintat, drohten sie in finikern Ton: „Du Sawiecher wer'n im Herbst abg'hochen.“ Natürlichere Weise dürfte niemand etwas davon wissen, daß der Laukue die meiste Milch für sich verwendet.

Welche Bedeutung haben die Luft- und Sonnenbäder für die Frauen?

Wo Luft und Sonne hinkommt, da kommt der Arzt nicht hin. Das ist ein Ausspruch, der viel Wahres enthält. Auf dem Lande, wo es an frischer Luft nicht fehlt, wo die Sonne in fast alle Winkel der Wohnräume dringen kann, wo die Menschen sich viel im Freien aufhalten, leben wir meist gesunde, frisch aussehende Menschen. Anders in der Großstadt, wo die Straßen eng, die Wohnungen klein und düster sind und wo jahraus, jahrein kein Sonnenstrahl vordringen kann, da begegnen wir viel körperlichem Elend, da sind die Brustkisten für alle möglichen Krankheiten, wie Bleichsucht, Skrofulose, Tuberkulose, englische Krankheit und dergleichen.

Also Luft und Licht, das sind die beiden Luftfaktoren für die meisten unserer krankenden Frauen. Luft in Form von Luftbädern, Licht in Form von Sonnenbädern.

Luft und Sonnenlicht wirken anregend auf Blutzirkulation und Stoffwechsel, und wenn wir bedenken, daß die meisten Krankheiten der Frauen und Mädchen hauptsächlich auf einer Störung beider Funktionen beruhen, so müssen wir zu der Ueberzeugung kommen, daß durch Luft- und Lichtbäder die besten Erfolge in der Beseitigung dieser Krankheiten zu erzielen sind.

Die praktische Erfahrung lehrt weiterhin, daß das Luftbad meist die Darmtätigkeit anregt und den Appetit hebt.

Besonders überraschend ist die Wirkung des Luftbades auf den Gemütszustand; mürrische, menschenfeindliche Personen oder solche, die an Gemütsdepressionen leiden, die immer mit trüber Gebanten geplagt sind, geraten in eine fröhliche Stimmung, werden mittelstimmig und gutmütig, ja sogar übermütig. Die Wirkung auf die Stimmung macht sich schon nach mehreren Luftbädern geltend.

Blutandrang nach dem Kopfe, ein Nebel, das bei Frauen sehr häufig vorkommt, verschwindet im Luftbad rasch; auch Krampfadern werden, besonders bei höherer Temperatur, zusehends dünner.

Unsere bleichsüchtigen und blutarmen Mädchen, aber auch unsere schwachbrüstigen und unentwickelten Frauen können Licht- und Luftbäder nicht oft genug empfohlen werden.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Aus was besteht der Mensch? Diese Frage beantwortet Dr. A. Daiber in seinem vortrefflichen Werkchen *Aus der Werkstatt des Lebens* (Verlag Strecker und Schröder, Stuttgart 1907) wie folgt: Eine Reihe allgemeiner „organischer“ Elemente bildet die lebendige Substanz, den Körper zusammen. Ein 70 Kilo schwerer Mensch besteht aus 13 Grundstoffen, nämlich: Sauerstoff 44 Kg., Wasserstoff 7 Kg., Stickstoff 1,72 Kg., Chlor 0,80 Kg., Kohlenstoff 22 Kg., Phosphor 80 Gramm, Schwefel 100 Gramm, Calcium 1750 Gramm, Kalium 80 Gramm, Natrium 70 Gramm, Magnesium 50 Gramm, Eisen 45 Gramm, Fluor 100 Gramm. Diese Elemente gelangen in irgend einer Form als Nahrung in den organischen Körper.

Nähere Winkte hierüber gibt uns die Art und Weise der Verbindungen, zu denen die Grundstoffe im Körper zusammengetreten sind. Nach Professor Bischoff besteht der Körper eines Menschen aus Wasser 50 Proz., Eiweiß 9 Proz., leimgebende Gewebe 6 Proz., Fett 21 Proz., Asche (Salze) 5 Proz. Am Aufbau des Körpers nehmen die einzelnen Organe folgendermaßen teil: Skelett (Wann) 15,9 Proz., Muskel 41,8 Proz., Fettgewebe 18,2 Proz., Drüsen und Haut 24,1 Proz. Bei der Frau lauten die diesbezüglichen Ziffern: 15,1 Proz., 35,8 Proz., 28,2 Proz., 20,8 Proz. Die Blutmenge beträgt beim Erwachsenen 7,1 Prozent der Körpermasse.

Kindererziehung.

Eine Schule für Mütter. Man schreibt der Frankfurter Zeitung aus London: In St. Pancras, demselben Stadtteil, der vor zwei Jahren die Agitation für das natürliche Nähen von Säuglingen auf praktische Weise in die Hand nahm und seit der Zeit eine bemerkenswerte Verminderung der Kindersterblichkeit aufweisen kann, ist jetzt eine Schule für Mütter gegründet worden. Die bisherigen guten Erfolge sollen dadurch noch bestetigt und erhöht werden, daß den Müttern Gelegenheit gegeben wird, Unterweisung in der Behandlung kleiner Kinder zu erhalten, wobei naturgemäß das ganz besondere Augenmerk auf junge Mütter gerichtet ist.

Sie werden eingeladen, zwei bis drei Monate vor der Geburt des Kindes die neue Schule zu besuchen, in welcher ihnen auch gegen ein sehr geringes Entgelt eine kräftige Mahlzeit verabreicht wird. Die Unterweisung umfasst das Herstellen von Baby-Kleidungsstücken, das Waschen, Anziehen und Nähen von Babys, die Hygiene des Kindes, Wohnungs-Hygiene, das Waschen und die sonstige Behandlung von Kinder-Kleidungsstücken. Aerzte des Distrikts haben es übernommen, zu bestimmten Zeiten antwefend zu sein, um konsultiert zu werden und namentlich, um Ratsschläge zu erteilen für das Verhalten bei Kinderkrankheiten, während Wärterinnen für dringliche und bedürftige Fälle ebenfalls zur Verfügung sein werden. Jedes Kind, das in der Mütter-Schule geboren wird, soll regelmäßig gemogen werden; auch in anderer Weise soll eine genaue Statistik geführt werden über die Erfolge dieses Unternehmens.

Soweit wie möglich soll der Anschauungs-Unterricht an lebendigen Objekten vorgenommen werden; doch ist für den Nothfall eine große Kuppe vorhanden, mit einer vollständigen Baby-Ausstattung in einfachem und praktischstem Stil.

Gesundheitspflege.

Ein Löffchen Kaffee nach dem Essen. Die Frage, ob es für die Verdauung dienlich ist, nach dem Essen, und vorzüglich nach einem lippigen Diner, ein Löffchen schwarzen Kaffee zu genießen, ist eine vielumstrittene. Sie wird von Professor Dr. G r ä m e r, der sich darüber in der *Mündener Medizinischen Wochenschrift* auspricht, verneint, denn er will an der Hand verschiedener Versuche fest-

Advertisement for various products including 'Loradum', 'Wagner', 'Anzen', 'Goldfab', and 'Anzüge'. The text is partially obscured and includes promotional offers and prices.